

# Anklagesache: Österreichische Gesellschaftsgeschichte

Die Verteidigung des Ernst Hanisch

Lob macht dumm.  
Kritik stärkt die Sinne  
und den Verstand.  
*Altes Bienensprichwort*

Hohes Gericht!

Zwei Tage hat das hohe Gericht getagt. Elf männliche Richter – die weibliche Richterin durfte den Pflichtbeitrag Feminismus nachliefern – haben die Arbeit von sieben Jahren im Namen der Geschichtswissenschaft be- und verurteilt. In bin angeklagt, eine Nationalgeschichte geschrieben und somit die größten Geheimnisse einer hochstehenden, elitären Geschichtswissenschaft in die Öffentlichkeit getragen zu haben. Das Delikt wurde dadurch noch verschärft, weil das Vergehen in einer Sprache geschah, die ein größeres Publikum versteht. Das hohe Gericht hat zwar sein Urteil gesprochen, aber es war gnädig genug, von einer Strafe abzusehen. Als bußfertiger Sünder – unheilbar katholisch affiziert – schlage ich als Strafe vor: Rückversetzung in die Kurie der Assistenten. Dort habe ich dann Gelegenheit, mir die Prinzipien der wahren, sprich: postmodernen Geschichtswissenschaft anzueignen, und ich kann lernen, möglichst unverständlich zu schreiben.

Weiters bin ich angeklagt, als Professor (und damit bereits eo ipso halb senil) in die Rolle des Großhistorikers, des Predigers, des Hohenpriesters usw. geschlüpft zu sein und somit eine dominante, orthodoxe Geschichtswissenschaft vertreten zu haben. Der Gerichtshof hingegen spricht im Namen der Avantgarde, der „hungrigen jungen Wölfe“, der – o heiliges Wort – Innovation. Man gestatte mir einige Bemerkungen. Ich bin zweite Wahl: Zunächst war für den Band über das 20. Jahrhundert ein Dozent vorgesehen, der aber abgelehnt hat. Mich hingegen hat die intellektuelle Herausforderung gereizt. Als außerordentlicher Professor stehe ich etwas außerhalb gewisser Positionszwänge, habe aber auch keine Assistenten und

sonstigen Hilfskräfte. Zum Großprofessor fehlen mir Talente und Ressourcen. Es sei erlaubt, den Großinquisitor Reinhard Sieder an seine Jugendsünde im Bereich der dominanten, orthodoxen Geschichtsschreibung zu erinnern, an seine umfassende Sozialgeschichte der Jugend. Und eben in diesem Heft der ÖZG wird eine Großgeschichte der Zweiten Republik angekündigt, herausgegeben von – Reinhard Sieder!

Der Gegensatz von Orthodoxie und Avantgarde, des Alten und Neuen durchzieht die Kritik. Nun ist Altwerden eine biologische Tatsache, sie hat zumindest den Vorteil, daß man in der Regel mehr geschrieben, mehr gelesen, in vielen Feldern sich umgesehen hat, vielleicht auch einen etwas besseren Überblick erworben hat. Es mag das „letzte Aufbäumen der alten Schule“ sein, vom Aufbäumen der neuen Schule habe ich in Österreich noch wenig gemerkt. Damit aber ist auch die Beurteilungsgrundlage des hohen Gerichts angesprochen. Es spielt seine Jugend (bleiben wir höflich und zählen die Vierzigjährigen zur Jugend) unverschämt aus. Mein Buch wird nicht an den bisher vorhandenen österreichischen Gesamtdarstellungen gemessen (an Zöllner, Goldinger, Rauchensteiner, Weinzierl/Skalnik), auch nicht an den Gesellschaftsgeschichten eines Hobsbawm, Wehler, Nipperdey, dabei könnten Vor- und Nachteile etwas genauer bestimmt werden –, nein: das Buch wird an den sicher genialen, sicher innovativen, aber leider ungeschriebenen Werken der werten Richter gemessen. Gegenüber den Utopien hat bekanntlich die Realität wenig Chancen.

Obendrein habe ich den Verdacht, daß der hohe Gerichtshof das Buch gar nicht zur Gänze gelesen hat. Richter Müller erregt sich auf Seite 89 fürchterlich über meine schlampige Arbeitsweise, daß die Datenreihen nicht bis 1990 reichen. Aber auf Seite 16 meines Buches steht klar und deutlich, daß ich mit der Zäsur Mitte der achtziger Jahre ende. Argumentativ wird es Seite 458 ff. begründet. Das Jahr 1990 wurde nachträglich vom Verlag eingesetzt und meint das Jahrzehnt.

#### Anklagepunkte: Synthese – Nationalgeschichte

Lassen wir das Spiel und beginnen die Debatte. Tatsächlich haben die Kritiker einige Probleme angesprochen, die ernsthaft diskutiert werden müssen; sie haben zu Recht einige Schwächen meiner Arbeit aufgedeckt, aber sie sind einigen Mißverständnissen erlegen.

Ist tatsächlich das Projekt Gesellschaftsgeschichte in Österreich so dominant? Man nenne mir Namen, man nenne mir Werke? Ein weiteres Mißverständnis ist

die Punzierung des Buches als quasi offizielle Darstellung. Ich kann mit allem Nachdruck sagen, daß von keiner Seite auch nur der Versuch einer Einflußnahme gemacht wurde. Ich habe das Buch als offenen Text verstanden, der zum Weiterdenken, Querdenken, zum Einspruch und zu Kontroversen einlädt. Es ist eine Version der österreichischen Geschichte, die von einer bestimmten Person, mit einem bestimmten Geschichtsbild, mit einer bestimmten historiographischen Erfahrung erstellt wurde.

Sieder spekuliert des langen und breiten, warum gerade jetzt eine österreichische Geschichte geschrieben wird. Ich biete ihm eine banale, aber realistische Erklärung an: Es kommt das Jahr 1996, und es gibt einen initiativen Direktor des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. Dahinter steckt allerdings auch die Konsolidierung der österreichischen Willensnation. Der Nationalstaat mag unter bestimmten Perspektiven veraltet sein, aber er existiert, allenthalben. Österreich ist eine verspätete Nation. Sich kritisch die eigene Geschichte anzueignen, scheint mir nach wie vor eine Aufgabe. Daß meine Version unkritisch sei, haben ja nicht einmal die Kritiker behauptet.

Wir sollten doch diese lächerlichen Positionskämpfe aufgeben. Wir brauchen Synthesen: als Universalgeschichten, als Nationalgeschichten, als Regionalgeschichten; als vorläufige Entwürfe, die immer wieder in den Forschungsprozeß gezogen, revidiert, neu konstruiert werden. Woher eigentlich nimmt Albert Müller seine Selbstsicherheit, forsch zu dekretieren: „Die klassische Staats- und Nationsgeschichte ist für die Geschichtswissenschaft der neunziger ja kein ausgesprochen aktuelles Problem mehr...“ Überall werden sie zwar munter geschrieben, aber Herr Albert Müller verkörpert nun einmal die Geschichtswissenschaft. Punkt. ZACK, BUMM, URRGH, Heavy Metal, SCHLUCHZ – um die neue, moderne Wissenschaftssprache des postmodernen Karl Stocker zu gebrauchen.

Im Gegensatz zu den Propheten der postmodernen Geschichtswissenschaft, die selbstbewußt alles wissen, versuche ich zu lernen: von der Mikrohistorie ebenso wie von der „linguistischen Wende“. Ich mißtraue allerdings der Unfehlbarkeit der neuen Päpste. Wir brauchen also Synthesen (und die kann ein Assistent genau so schreiben wie ein Professor: siehe Sieder), wir brauchen aber ebenso möglichst genaue Fallstudien, mit neuen Fragestellungen, neuen Theorieangeboten, Studien, die bisherige Thesen zertrümmern. Hier sehe ich die produktive Zirkulation sozialer Energien: Von der Makro- zur Mikrogeschichte, von der Mikro- zur Makrogeschichte, von der historischen Anthropologie zur Strukturgeschichte und so fort.

Die postmodernen Sprachakrobaten sägen fröhlich an dem Ast, auf dem sie sitzen. Gesamtdarstellungen – das mögen die Journalisten machen, wir spielen

unser Spiel nach unseren Regeln; daß Herr Haider vor der Tür steht, was soll's, solange wir noch spielen dürfen; Aufklärung – veraltet, gescheitert! Irgendwann aber wird das Spiel aus sein, der Geldhahn zuge dreht, und man wird sehr brutal die Frage stellen: „Wozu Geschichte?“ Ich weigere mich, diese sanfte Euthanasie der Geschichtswissenschaft mitzumachen.

1987 stand ich vor dem Problem: Ich habe das Angebot, eine österreichische Geschichte des 20. Jahrhunderts zu schreiben, wie lege ich sie an? (Frage des 4. Zwerges in dem berühmten Sketch). Ich habe das Konzept der Gesellschaftsgeschichte in zwei Büchern am Beispiel von Salzburg ausprobiert. Es funktionierte, so schien es mir. Ich habe es am Testfall Österreich weiterentwickelt, das hat Albert Müller richtig gesehen.

Aufgabe der Gesellschaftsgeschichte ist die Verkreuzung der Diskurse (man verzeihe mir dieses Modewort), ist der Versuch, möglichst viele Spezialgebiete zusammenzudenken; daß die Arbeit der „Vermittlung“ in der Kritik verspottet wird, muß ich ertragen: Ich sehe gerade in dieser Vermittlung eine große Herausforderung für die Gesellschaftsgeschichte.

Die historische Realität – schon höre ich die Kritiker lachen über die Naivität dieses Begriffes – ist ambivalent, mehrdeutig. Die historische Theorienbildung muß möglichst eindeutig sein. Es gibt keine große Theorie, das Ganze, die Totalität zu erklären. Diese „große Erzählung“ ist tatsächlich zerbrochen. Aber man muß zuerst an eine solche „große Erzählung“ geglaubt haben, um dann pathetisch ihr Ende zu verkünden. Das ist wohl das Problem der Postmarxisten. Ich habe nie daran geglaubt. Bei mir stand schon sehr früh Karl Popper vor der Tür.

Was eine historische Darstellung braucht, sind Leitperspektiven, um plausible Erklärungshypothesen zu entwickeln, um das Chaos der Wirklichkeit zu entlüften. Solche Leitperspektiven lösen die Widersprüchlichkeit, die Gemengelage vergangener Wirklichkeiten nicht auf, aber die historische Erklärung muß als Wissenschaft in einem logischen Zusammenhang stehen. Als Leitperspektive diente mir das Konzept der Lebenschancen – das allerdings wird von den Kritikern so gut wie nicht diskutiert; als ein Beispiel für die Analyse von Gemenglagen kann mein Interpretationsversuch der NS-Herrschaft als regressive Modernisierung gelten.

Meine Kritiker sind unfähig, historische Ambivalenzen zu begreifen. Es ist ja gerade der springende Punkt meiner Interpretation, daß tatsächlich ein Dorf beispielsweise eine erdrückende Atmosphäre (etwa gegenüber Abwechslern) haben kann und dennoch für viele (die angepaßt sind) ein Ort ist, wo man mit anderen ganz gut auskommen kann.

Was mir zur Last gelegt wird – die ethische Unentschiedenheit, unbestimmt zwischen gut und böse –, halte ich für einen Vorteil. Im Gegensatz zu den Kritikern sehe ich den Historiker nicht in der Position des Richters, der bestimmt, was gut und böse ist, höchstens in der Person des Untersuchungsrichters, wenn man eine Figuration von Marc Bloch verwenden will. In den Grundentscheidungen freilich wird man auch wertemäßig Position beziehen müssen. Für manchen mag der sexuelle Mißbrauch von Kindern ein Kavaliersdelikt sein, die Kritik daran die Sprache eines „philisterhaften Kulturpessimisten“, ich bleibe dabei, daß auch eine liberale Gesellschaft klare Grenzen zur Gewalt ziehen muß.

Siegfried Mattl mokiert sich über die herkömmliche Periodisierung, die angeblich von der politischen Journalistik vorgegeben wird. Das ist nur mehr eine mäßig lustige Geschichte, wenn die Journalisten den Bruch des Jahres 1938 zum Beispiel erfunden haben sollen. Mattl übersieht, daß in den Entwicklungssträngen diese Zäsuren teilweise aufgesprengt werden, daß ich im Kapitel Strukturbrüche eine andere, mögliche Periodisierung diskutierte. Natürlich gibt es Argumente, 1930 bis 1960 zusammenzudenken, und in der Analyse der Nach-45-Periode weise ich auf diese Kontinuitäten hin. Was gegen eine solche Periodisierung jedoch spricht, ist die damit verbundene Einplanung des nationalsozialistischen Zivilisationsbruches in eine Normalgeschichte. Gegen Mattls Vorschlag stehen die Ermordeten.

### Anklagepunkt: Sprache

Die epistemologischen Vorgegenstände dekonstruieren die Darstellungsmodi vermittels der körperlichen Metaphorik und funktionieren als eine erkenntnispezialisierte Rationalität, wodurch der Diskurs aufgeladen und die gelehrten Vorgegenstände zu einer Spottgeburt werden, die eines Karl Kraus als Therapeuten dringend bedürfen.

*Neue Wissenschaftssprache*

*nach Alexander Mejstrik von Ernst Hanisch*

Mir wird vorgeworfen, daß ich eine Abneigung gegen die Wissenschaftssprache habe und eine Alltagssprache bevorzuge. Gebildete, aber nicht mit der Historiographie vertraute Freunde werfen mir vor, daß ich zu kompliziert schreibe. Hier entsteht tatsächlich ein Problem der Darstellung. Ich bin wissenschaftlich in einer angelsächsischen Tradition aufgewachsen: Was man sagen kann, soll man klar sagen. Der deutsche Gestus der Gelehrsamkeit ist mir ein Greuel. Auch nach mehrfacher Lektüre kann ich aus dem von der Kritik herangezogenen Satz von Max Halperin (S. 96 der Kritik) keine überschießende Bedeutung ermitteln, die über meine

kurze pointierte Zusammenfassung hinausreicht; das mag mit meinem beschränkten Professorenverstand zusammenhängen. Ich halte den Satz für ein Beispiel der Sprachquälerei.

Die Unterscheidung zwischen Geschichtsforschung und Geschichtsdarstellung ist notwendig und sinnvoll. In der Geschichtsforschung kann man jeden Schritt des Forschungsprozesses nachstellen, jedes Argument hin und her wenden. Ein gutes Beispiel dafür ist der Aufsatz von Ernst Langthaler „Heinrich, die Kamera und die Militärzeit“ (ÖZG 5, 1994, H. 4). Er braucht für die Interpretation einiger Fotos und einiger autobiographischer Textstellen dreißig Druckseiten. Der Aufsatz ist nützlich, und ich habe ihn mit Gewinn gelesen. Aber selbst bornierte Postmoderne werden einsehen, daß Gesamtdarstellungen anders vorgehen müssen: Argumente zusammenfassen, zuspitzen, nicht die ganze Breite einer Erklärung aufdecken zu können. Im übrigen habe ich an einigen Stellen des Buches sehr ausführlich argumentiert (Beispiel Kriegspolitik S. 235–242, Beispiel Austrofaschismus S. 310–315). Damit soll keine Hierarchie der Gattungen begründet werden. Zwei Schuhe ergeben erst ein Paar, mit dem man gehen kann.

Schon wieder diese Metaphorik! Ich gebe zu: die Metapher dient oft auch dazu, fehlende Argumente zu ersetzen. Aber sie dient auch dazu, Argumente zuzuspitzen, sinnlich aufzuladen und eine offene Textstruktur herzustellen. Die Metaphorik ist von ihrer inneren Struktur mehrdeutig, sprengt den Text auf, läßt die Gedanken weiterschwingen, ermöglicht Deutungen selbst gegen die Argumente des Schreibers. Wenn ein Kritiker (S. 95) negativ anmerkt, daß ich viele Register der Sprache benütze, so empfinde ich das als ein eher unverdientes Lob.

Marc Bloch unterscheidet einmal zwischen dem Fräser und dem Geigenbauer: „beide arbeiten auf den Millimeter genau, aber während der Fräser mechanische Präzisionsinstrumente benützt, verläßt sich der Geigenbauer vor allem auf die Empfindsamkeit seines Gehörs und seiner Finger“ (Apologie, S. 26). Ich wäre gern ein Geigenbauer, ob es mir gelingt, ist eine andere Frage. Weil ich aber den Unterschied von Kunst und Wissenschaft sehr genau kenne und akzeptiere, finde ich den Satz von Reinhard Sieder, ich möchte den Künstlern kongenial sein (S. 97), so infam.

Die Kritiker verkennen auch, daß zwischen den Bildern und Fotografien des Buches ein selbständiger Dialog stattfinden soll, sie daher sehr überlegt ausgewählt sind, daß über der Textschicht somit eine weitere, eigenständige Interpretationsschicht liegt.

Zum Spott über mein Verständnis von Strukturen: Wenn Herr Sprengnagel als forscher Oberlehrer daherstelt und mir den „Giddens“ um die Ohren schlägt,

so langweilt mich diese besserwisserische Belehrung. Seit zwanzig Jahren versuche ich den Proseminaristen beizubringen, daß Strukturen zwar vorgegeben sind, aber durch die Praktiken der Menschen aktualisiert werden.

### Anklagepunkt: Barock – Aufklärung

In seinem nachgelassenen Bericht über die französische Niederlage des Jahres 1940 schreibt Marc Bloch von zwei Kategorien von Franzosen, die nie die Geschichte Frankreichs begreifen werden: diejenigen, die sich von der Königsweihe in Reims nicht anrühren lassen und diejenigen, die das Bundesfest der Revolutionsära nicht berührt. Ähnliches möchte ich von jenen Österreichern behaupten, die Gegenreformation/Barock und Aufklärung/Josephinismus nicht als konstitutive Pole der neuen österreichischen Geschichte begreifen.

Allerdings haben die Kritiker den Stellenwert dieser Bipolarität in meinem Buch maßlos überzeichnet. Wahrscheinlich ist dieses Mißverständnis auch dadurch entstanden, weil ich das Kapitel „Historische Traditionen der Politischen Kultur“ von einem weniger prominenten Platz an die erste Stelle gerückt habe. Worum es mir dabei ging, war, Umfragen aus den achtziger und neunziger Jahren historisch zu erklären. Dabei setzte ich mit der Gegenreformation und dem Josephinismus an. Das Problem ist, wie kann man den stark autoritären Zug der politischen Kultur und gleichzeitig das Vertrauen in den Staat erklären? Anders gesagt, wie kann man den Etatismus der österreichischen Geschichte erklären? Der Ausgangspunkt meiner Erklärung liegt beim Modell des Kreuzzugsempire, wie es Stein Rokkan skizziert hatte, bei jener spezifischen Form der österreichischen Staatsbildung. Ich bin kein Experte des 17. und frühen 18. Jahrhundert. Ich nehme daher Belehrungen und Kritik von den Fachleuten dankbar an. Dabei könnte sich durchaus eine fruchtbare Diskussion ergeben. Nur möge man beachten, daß ich nicht nur von der Gegenreformation, sondern auch von der katholischen Reform rede.

Worauf es mir im Grund ankam, war das Wechselspiel von autoritären und demokratischen Phasen in der österreichischen Geschichte modellhaft festzuhalten. Hier sticht auch der Hinweis auf Hermann Bahr nicht. Bahr hat immer nur über „die Barocke“ als Kern der österreichischen Existenz gesprochen. Zu Hermann Bahr gehört eben Karl Kraus. (Wenn die Kritiker die Waffe Karl Kraus gegen mich einsetzen: Ich fürchte, vor seinen Augen wären wir alle ziemliche Kretins). Diese Bipolarität ist sicherlich nicht neu; ich habe sie bei Friedrich Heer und vor allem bei Carl Schorske gefunden. Als ich das Buch konzipiert habe, hat diese

Bipolarität noch überhaupt keine Rolle gespielt, erst im Laufe des Schreibprozesses ist sie stärker geworden.

Die Kritiker haben recht, wenn sie die Frage der Vermittlung von Traditionen aufwerfen und einmahnen. Hierzu weist das Buch sicherlich fast nur Leerstellen auf. Ich denke mir eine Lösung dieser Frage in Richtung der beobachtbaren „langen Dauer“ der politischen Mentalität; daß der Katholizismus bis weit ins 20. Jahrhundert barocke Elemente transportiert hat; daß Liberalismus und Sozialdemokratie als Vermittler der Aufklärung fungierten. Aber auch darüber müßte man erst ausführlich debattieren.

Einen interessanten Beleg habe ich bei Irene Nierhaus (Kunst am Bau, Wien 1993, S. 116) gefunden. Ein Gemeindebau aus dem Jahre 1951 in der Hetzendorferstraße in Wien trägt ein Sgraffito mit dem Titel „Barock und Gegenwart“. Im barocken Sektor grüßt ein demütiger Diener das hochadelige Paar; im Sektor Gegenwart sorgt eine fürsorgliche Gemeinde dafür, daß die selbstbewußten Menschen sich ein Heim bauen können. Solche Geschichtsbilder scheinen durchaus noch lebendig zu sein.

Der österreichischen Geschichtsforschung fehlen die Kontroversen um große Themen. Vielleicht ist in unserem Streit auch ein Ansatz dazu gegeben. Csáky hat als Theorie der österreichischen Geschichte das Thema „Pluralität“ angeschnitten; ich würde dem gerne das Thema „Etatismus“ entgegensetzen.

Liebe Ulrike!

Wie recht auch Du hast: Ich bin ein Voyeur. Ich habe es tatsächlich Mitte der achtziger Jahre aufgegeben, den Verzweigungen der feministischen Theoriebildung zu folgen. Noch schlimmer: Ich bin ein Wiederholungstäter. Fanny Esterházy hat den inkriminierten Satz über den Busen (S. 113 f. der Kritik) bereits herausgestrichen; trotzig habe ich ihn wieder hineingesetzt. Nur, liebe Ulrike, es ist schade, daß Du so voreingenommen bist und bestimmte Feinheiten gar nicht mehr merkst. Beispiel Bertha Suttner: Warum wohl nenne ich ihren Namen und ihr Werk im Kapitel über die Armee? Warum wohl baue ich sie zur großen Gegenspielerin von Conrad von Hötzendorf auf? Beispiel Adelheid Popp: Die Passage, wo eine Frau bei einer Demonstration von einem berittenen Polizisten an den Baum gepreßt wurde und das „Riesenungetüm“ des Pferdes ihr den Atem nahm. Ist in dieser Geschichte nicht alles da: die Macht des Staates, die Macht des Patriarchalismus, die

Macht des Tiermannes? Ich habe der Kraft dieser dichten Beschreibung vertraut, und ich vertraue ihr noch immer.

Wahrscheinlich war es ein Fehler, daß ich in den Entwicklungssträngen kein Kapitel über die Frau im 20. Jahrhundert aufgenommen habe. Ich habe es kurz überlegt, aber dann gemeint, so ein Sonderkapitel bringt erneut Probleme; man solle die Kategorie Geschlecht eher im fortlaufenden Text sichtbar machen. Dies ist mir sicherlich nur schlecht geglückt. Nehme ich freilich die Bilder her und zähle aus, wo menschliche Figuren vorkommen, dann ist das Geschlechtsverhältnis gar nicht so schlecht. In 57 Abbildungen kommen keine Frauen vor, in 42 Abbildungen sind Frauen präsent.

### Postskriptum

Mir ist die offene Kontroverse lieber als das Verschweigen und das Lästern hinter vorgehaltener Hand. Die Form der kollektiven Kritik finde ich durchaus originell, und ich respektiere den Zeitaufwand, den die Kritiker auf sich genommen haben. Aber im Kollektiv scheint sich eine klassische Verwandlung, zur „Hetzmeute“ (Elias Canetti) hin, vollzogen zu haben. Ab einem bestimmten Punkt beginnen die Individuen – die ich als individuelle Historiker durchaus schätze, die „Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften“ halte ich für die weitaus interessanteste historische Zeitschrift in Österreich – plötzlich als Masse mit Schaum vor dem Mund zu reden.

Wir repräsentieren tatsächlich zwei Generationen, zwei unterschiedliche Geschichtskonzeptionen und es geht gewiß auch um Macht- und Positionskämpfe. Als Historiker aber möchte ich meine Neugierde bewahren. Es gibt keine sakrosankte Geschichtstheorie. Jede ist kritikbedürftig. Das gilt für beide Seiten. Hier, denke ich, treffen wir uns. Im übrigen, wie repräsentativ sind wir nun tatsächlich? Gibt es nicht eine dritte Position, die wirklich in Österreich dominant ist, in den Büchern, in den Zeitschriften, in der Öffentlichkeit, die Position eines nur wenig veränderten Historismus?

### Anmerkung der Herausgeber/innen:

Wir bringen Ernst Hanischs Replik, ohne „auch nur einen Beistrich“ zu ändern, so lautete seine Bedingung. Wir beschränken uns auf zwei Richtigstellungen, die im Interesse Dritter liegen: Erstens, Reinhard Sieder hat nie eine „umfassende Sozialgeschichte der Jugend“

geschrieben; es dürfte sich um eine Verwechslung seiner „Sozialgeschichte der Familie“ mit Michael Mitterauers „Sozialgeschichte der Jugend“ handeln. Zweitens, Reinhard Sieder hat keine „Großgeschichte der Zweiten Republik“ herausgegeben, sondern mit Heinz Steinert (Soziologe an der Universität Frankfurt am Main) und Emmerich Tálos (Politikwissenschaftler an der Universität Wien) einen multidisziplinären (sic!) Sammelband „Österreich 1945–1995. Gesellschaft, Politik, Kultur.“

Im übrigen laden wir alle interessierten Kolleginnen und Kollegen ein, an der Diskussion über ‚Gesellschaftsgeschichte‘ im allgemeinen und das Buch von Ernst Hanisch im besonderen teilzunehmen. Die ÖZG wird Diskussionsbeiträge, die konstruktiv und weiterführend erscheinen, veröffentlichen.